

Christine Nöstlinger
Glück ist was für Augenblicke
Erinnerungen

Nach aufgezeichneten Gesprächen mit Doris Priesching Mit einer
Bibliografie von Sabine Fuchs

Residenz Verlag

Sie zwang mich, Klavier spielen zu lernen. Einmal die Woche ging ich zur alten Kriegelstein zum Unterricht. Talent zum Klavier spielen hatte ich insofern, als meine Kinderfinger recht lang waren und ich eine Oktave greifen konnte. Aber ich war stockunmusikalisch. Solange die Kriegelstein neben mir hockte und »eins-zwei-drei-einszwei-drei« zählte, ging es. Kaum hörte sie damit auf, war mein Geklimper nicht zum Anhören. Doch meine Mutter ignorierte es, und wenn ich gegen die Tortur protestierte, blieb sie stur. Denn irgendwann in der Kindergärtnerinnenbildungsanstalt hatte sie die »Theorie vom verschütteten Gehör« gehört. Und so gab es fast jeden Tag vor dem Üben die gleiche nervige Auseinandersetzung:

Ich: Ich will aber nicht, ich kann das nicht!

Sie: Wenn'st mehr übst, kannst es!

Ich: Nein, ich bin unmusikalisch!

Sie: Du hast nur ein verschüttetes Gehör!

Ich: Was soll ein verschüttetes Gehör sein?

Sie: Ein Gehör, das verschüttet ist!

Ich: So einen Blödsinn kannst nur du reden!

Sie: Na, na, sei nicht frech, üb jetzt!

Ich: Ich will aber nicht, ich kann das nicht!

Und so ging es weiter und weiter im Kreis herum, bis ich vor Wut heulend in die Tasten haute und zu üben anfang.

Mein Vater hätte gern studiert und alle seine Lehrer meinten, er hätte das Talent dazu. Aber das konnte sich der Großvater nicht leisten, und so musste er Uhrmacher werden. Den Beruf hat er nie gemocht. Aus dem Krieg kam er schwer verwundet und herzkrank zurück. Und er lebte auch dann nicht sehr gesund. Er rauchte wie ein Schlot und in seinem Kabinett brannte meistens bis drei Uhr Früh Licht, weil er lieber las als schlief.

Hatte ich Streit mit meiner Mutter, sagte er niemals, dass ich vielleicht doch ein bisschen netter zu ihr sein könnte. Ganz im Gegenteil. Er machte hämische Bemerkungen über sie, nannte sie »die Frau Gut« und gab mir das Gefühl, ich sei im Recht mit meiner Verzweiflung über ihre Dummheit.

Ich erinnere mich, dass ich einmal heulend an seiner Brust lag und schluchzte, wir zwei müssten sofort von dieser schrecklichen Frau wegziehen. Er streichelte mich und sagte bloß, dass das im Moment nicht möglich sei.

Auch viel früher, es muss noch vor dem Krieg gewesen sein und ich war kaum drei Jahre alt, gab es so ein »Er und ich gegen sie«-Erlebnis. Ich war samt Puppenwagerl mit meiner Mutter zum Gemüsehändler gegangen, meine Mutter tratschte im Laden, mir wurde langweilig und ich marschierte mit dem Puppenwagen Richtung Gürtel ab. Eine Frau aus dem Nachbarhaus sah mich am Gürtel unten und brachte mich zu meinem Vater heim.

Ich saß Kakao trinkend auf dem Gaskastel, als meine Mutter zur Tür reinkam,

weinend und völlig fertig von der ergebnislosen Suche nach mir. Sogar auf der Polizei war sie schon gewesen. Die Angst meiner Mutter entlud sich in einer Keif- Orgie.

Mein Vater packte mich und setzte mich auf seine Schultern, und da er ein sehr großer Mann war, saß ich ganz oben, neben der Kugelleuchte, und tief unter mir stand die kleine, dickliche, keifende Frau, und ich wusste: Hier bin ich in Sicherheit, komme was da wolle, hier kann mir keiner was antun!

So bestraft, wie das damals üblich war – also mit Ohrfeigen, Hausarrest und Taschengeldentzug –, wurde ich nie. Meine Mutter keppelte, tat ihre Enttäuschung kund und praktizierte Liebesentzug.

»Heute redest mich aber nicht mehr an!«, fauchte sie, und tat man es trotzdem, dann drehte sie sich weg. Ich sehe sie in der Erinnerung auch mit erhobener Hand drohend vor mir, aber die Hand sank dann wieder, und oft dürfte das auch nicht gewesen sein. Und dass unsere Nachbarinnen entsetzt drüber waren, wie »frech« ich mit meiner Mutter redete, weiß ich auch noch. »Lasst sich des gefallen, und will eine g'lernte Kindergärtnerin sein!«

Und meine Großmutter sagte oft: »Bei dem Madel muss man die Goschen extra derschlagen!«

Mit meiner Schwester vertrug ich mich nicht gut. Die Liesl war fünf Jahre alt, als ich auf die Welt kam, ich war für sie so unbrauchbar wie sie für mich. Um miteinander zu spielen, war der Altersunterschied zu groß. Wir stritten auch nie, denn Streiten war bei meiner Mutter verboten. Geschwisterliebe hatte harmonisch zu sein, fand sie. Und da kleine Kinder Konflikte eher mit Händen und Füßen als mit bösen Worten austragen, und meine Mutter körperliche Gewalt schon gar nicht duldete, gingen wir uns einfach aus dem Weg, so gut das eben in einer kleinen Wohnung möglich war.

Vier Jahre waren wir zusammen im selben Gymnasium, doch obwohl das eine kleine Schule war, wussten viele Kinder nicht, dass wir Geschwister waren. Nicht einmal in die Schule marschierten wir zusammen. Zuerst ging meine Schwester aus dem Haus, ich folgte – im Abstand von drei Häusern – im gleichen Tempo.

Nur wenn das Lottl, die Tochter einer Hausmeisterin und früher Kindergartenkind bei meiner Mutter, kam, spielten wir zusammen. Das muss noch im Krieg gewesen sein.

Meistens war dann auch die Elfi, die Freundin meiner Schwester, am Nachmittag bei uns. Meine Mutter hatte darauf bestanden, dass die Liesl und die Elfi das Lottl mitspielen lassen, was die beiden nur ungern getan hatten, denn ihr Lieblingsspiel war »Siegfried und Kriemhilde«. Meine Schwester war immer der Siegfried gewesen, die Elfi die Kriemhilde, und dem Lottl hatten sie nicht einmal eine Nebenrolle zuteilen können, denn das Lottl war Sonderschülerin und hatte keine Ahnung von Siegfried und Kriemhilde.

So hatte mich meine Schwester dem Lottl zugeteilt und bestimmt, dass das Spiel in zwei Parteien gespielt wird. Sie mit der Elfi rechts vom Ehebett, ich mit dem Lottl links vom Ehebett.

Das Lottl war stocksauer, weil sie mit mir spielen musste, und ich bemühte mich redlich, ein toller Siegfried zu sein, um sie wieder freundlich zu stimmen. Was man als Siegfried zu tun hat, schaute ich mir von der Liesl-Elfi-Partie ab. Mit dem Reden tat ich mich allerdings schwer, denn ich zog die Wangen ein, um ein schlankes Gesicht zu haben. Und mit eingezogenen Wangen kann man nur nuscheln. Warum ich meinte, zu dick zu sein, weiß ich nicht mehr. Auf Fotos aus der Zeit schaue ich ganz normal aus.

In dem Alter muss ich auch gewesen sein, als ich meine geheimen Rache-Aktionen durchführte. Waren meine Schwester und ich beim Großvater drüben, und kam Kundschaft zu ihm, um sich einen Uhrenbestandteil abzuholen, stellte uns der Großvater jedes Mal so vor: Zuerst mit liebevollem Blick auf meine Schwester »Das ist mein großes, gescheites Enkerl«, und dann mit meiner Meinung nach kühlem Blick auf mich »Und das ist die Kleine«. War das wieder einmal passiert, dann war es wieder soweit!



Mit meiner Schwester Elisabeth in der Puppenküche (ca. 1940/41)

Meine Schwester schaute oft in einem der Lexikon-Bände des Großvaters nach, um ihre Hausübung perfekt hinzukriegen. Die ledergebundenen Bände waren in einem Glaskasten und durften nur mit gewaschenen Händen angegriffen werden. Von einem Gschrappen wie mir natürlich überhaupt nicht. Auch die Liesl durfte sie nicht zu uns mitnehmen, und wenn sich mein Vater einmal einen Band holte, wurde der Großvater unruhig und kam rüber und holte sich den Band schnell unter einem Vorwand zurück. Die doppelten Farbseiten in den Lexika waren hochglänzend und fühlten sich an wie Abziehbilder. Damit sie nicht aneinander kleben konnten, lag ein glattes Pergamentpapier zwischen ihnen.

Hatte mich mein Großvater wieder einmal auf die »Kleine« ohne beigefügtes lobendes Attribut reduziert, schlich ich zum Glaskasten, holte einen Band heraus, blätterte zu einer färbigen Doppelseite, zog das Pergamentpapier raus und steckte es woanders hin. Ohne Pergament-Einlage klebten die zwei Seiten aneinander, und trennte man sie später – und sei es noch so vorsichtig –, blieben sie weiß gefleckt. Was auf der einen Seite von der Farbschicht fehlte, klebte an der anderen.

Mein Rache-Gedanke war: Merkt es der Großvater, leidet er und glaubt, meine Schwester sei schuld. Wenn er böse auf sie ist, dann leidet sie auch!

Nur: Erstens kam der Großvater selten dahinter, er blätterte ja nicht täglich in den Lexika, zweitens war ich auf ihn, wenn er es einmal merkte, nicht mehr böse, und drittens hielt er zwar meine Schwester für die Täterin, sagte aber höchstens: »Geh Lieserl, a bissel besser aufpassen!«

Von den drei Klein-Brüdern, echtem Schleiflack und einer unheimlich angeräumten Wohnung

Unser Haus in der Geblergasse 48 war ein Eckhaus. Das Haustor war in der Geblergasse, aber in der Bergsteiggasse, wo das Haus nur Fenster hatte, war an der Mauer auch eine Nummerntafel. Nummer 17 stand drauf. Ein Haus mit zwei Adressen, das fand ich lustig. Manchmal, wenn mich andere Kinder fragten, wo ich wohne, sagte ich: »Bergsteiggasse 17!«

Noch lustiger fand ich, dass die Grenze zwischen den Bezirken Hernals und Ottakring in der Mitte der Ottakringer Straße war. Der C-Wagen – die Straßenbahn – fuhr stadtauswärts in Hernals, stadteinwärts in Ottakring. Manchmal, wenn ich von der alten Krieglstein heimging, tat ich es in der Mitte der Ottakringer Straße, mit dem rechten Fuß in Hernals und dem linken in Ottakring. In den letzten Kriegsjahren gab es so wenig Verkehr, dass das nicht gefährlich war.

Merkwürdigerweise meinten die Hernalser »was Besseres« zu sein als die Ottakringer, und wer jenseits des Donaukanals wohnte, war überhaupt »Unterschicht«. Besuchten wir jemanden im 20. Bezirk, hieß es: »Wir fahren in die entern Grind.« Ich fand die Klosterneuburger Straße viel hässlicher als die Straßen in Hernals. Bei uns gab es nicht so viele graue »Zinskasernen«, da waren auch viele kleine, hübsche Häuser.

Ich glaube, in Meidling, Simmering oder Favoriten war ich in meiner ganzen Kindheit nie.

Unser Haus hatte zwei Stockwerke und zwölf Wohnungen. Unsere Parterre-Wohnung lag auf der Seite der Bergsteiggasse, und weil die steil ansteigt, konnte man gottlob nicht in unser Zimmer reinsehen.

Hinter dem Haus waren ein gepflasterter Hof mit einem Hackstock und einer Klopfstange und dahinter ein kleines Gartl mit drei Beeten und einem kleinen Lusthaus.

Das Haus gehörte den Klein-Brüdern. Die Klein-Brüder besaßen Weingärten, viele Häuser und das »Etablissement Klein«, das heutige Metropol. Dort, über dem »Etablissement«, logierten sie auch, in einer riesigen, düsteren Wohnung mit dunkelroten Samtvorhängen und geschnitzten, altdeutschen Möbeln.

An jedem Ersten des Monats standen die Mieter, im Krieg fast nur Frauen, dort Schlange, um den Zins abzuliefern. Der Adolf, der älteste Klein, auf dem Kopf ein gesticktes Hausherrenkappl, stand hinter einem Stehpult, kassierte und tadelte, wenn ihm irgendeine Beschwerde zu Ohren gekommen war. Im Sommer war neben dem Pult eine Kiste mit Weingartenobst. Brachte eine Frau ein Kind mit,